

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 38 (1934-1935)
Heft: 7

Artikel: Der Spuk von Oberwiesen [Fortsetzung]
Autor: Eschmann, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-664379>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Spuk von Oberwiesen.

Von Ernst Eschmann.

(Fortsetzung.)

Nun kam ihm in den Sinn, daß er in den Gubel gehen sollte. Dem Böbeli hatte er schon lange versprochen, er wolle ihm bei Kellergeschäften behilflich sein. Und auch der Baltisser hatte ihn auf einen Tag haben wollen.

Bah! Die konnten warten! Er hatte auch schon warten müssen, wenn's ihm nicht paßte.

Es war wie verhext. Er hatte sich einen so schönen und vernünftigen Plan gemacht. Aber jedesmal, wenn er daran ging, ihn durchzuführen, wurde er von andern Wünschen durchkreuzt. Die Chronik hätte den Anfang machen sollen. Aber während er sich in die Oberwieser Geschichte vertiefte, schielte sein rechtes Auge bald nach dem Arzneibuch, bald zu Moses Zauberverk hinüber. Er konnte sich alle Gewalt antun, schließlich gab er sich überwunden. Was kümmerten ihn die Dummheiten und Streiche der alten, längst dahingegangenen Dorfbewohner! Mit den heutigen mußte er leben. Den heutigen konnte er helfen; dabei kam er selber auf einen grünen Zweig, indessen er bis jetzt lange genug auf einem gar dünnen Astlein geessen hatte.

So legte er die Chronik beiseite und nahm die Arzneikünste vor, in die sich zu vertiefen es eine herrliche Lust war. Er begann seinen eigenen Körper zu spüren und beschaute mit wunderbaren Augen seine Glieder, die alle wohlgeraten waren. Freilich, die Jahre hatten sie mitgenommen, und es konnte nichts schaden, wenn er ihnen mit guten Kräutern und Tränklein aufhalf. Während er die Bauern furierte, brachte er sich selber in ein neues Geleise und schuf sich gute Aussichten, noch eine schöne Zeit zu genießen.

Allerdings, dieses Studium besaß seine Lücken und Haken. Man kam nur schrittweise vorwärts und stolperte alle Augenblicke. Bis jetzt hatte er auf all die Gräser und Blumen und Blätter und Halme wenig geachtet. Er hatte, wenn er durch die Welt zog, sich ihrer gefreut wie ein Kind, das in eine bunte Wiese hüpfte. Aber um die Namen dieser sich wiegenden, läutenden und summenden und knisternden Dinger hatte er sich nie sonderlich bekümmert. Er kannte ein paar landläufige Stauden und Wiesen- und Riet- und Gartengewächse. Daß hinter all diesen noch ein besonderer Zauber und eine geheimnisvolle Kraft steckte, mußte er wohl vom

Hörensagen. Aber, wie sich das alles verhielt und wozu just diese oder jene Pflanze gut war, hatte er sich nie gefragt.

O, es mußte ein weiter Weg sein, ans erspriessliche Ende zu gelangen. Er fühlte, wie ferne es ihm noch lag. Im Traum hatte er in die Hände geklatscht, als die Toten auferstanden. Bis jetzt aber war er in dem dicken Buche noch nicht auf das Kräutlein gestoßen, das die guten Oberwieser von der letzten, stillen Fahrt auf den Friedhof erlöste.

Chueri ließ sich nicht entmutigen und las rüstig weiter. Wenn ihm der Kopf brummte von Gebresten und Toten und Rezepten und er Gefahr lief, alles durcheinander zu werfen, ruhte er ein Weilchen aus und erholte sich volends an dem Zauberbuch, das ihm ganz neue Welten offenbarte.

Er fühlte sich unter den Menschen nicht mehr, als sei er von einer unerforschlichen Macht in den großen Strom des Lebens geworfen, erbarmungslos und mit der unerbittlich harten Pflicht, gegen alle Hindernisse anzukämpfen und um jeden Preis sich über Wasser zu halten. Wie ein König kam er sich vor, der über hoch und niedrig gesetzt war. Freilich, niemand wußte, welche Kräfte ihm eigen geworden. Er ließ sie spielen, und wenn er über die Felder ging, wußte er, was für Geheimnisse dem Boden entstiegen, und kam er zu den Menschen, waren sie in seiner Gewalt. Ahnungslos gaben sie ihm die Hand, er schaute ihnen in die Augen, unsichtbare Funken sprangen über auf sie. Sein Zauber wirkte sich aus in ihren Stuben und Ställen, und wehe ihnen, wenn sie ihm böswillig einen Streich zu spielen vorhatten! Er vernichtete ihre krummen Wege und sorgte dafür, daß alle schlimme Absicht und Übeltat sich an ihnen selber als rächender Dämon vollzog.

Aber auch die Guten mußten ihr Teil haben. Er lenkte ihnen manches still verborgene Freudenbächlein zu, und ohne daß sie ahnten, woher sie kamen, flossen sie ihnen daher, wie die Sonne manchmal durch die Wolken bricht und über dieses und jenes Haus einen goldenen Schein des Glückes wirft.

Wie köstlich mußte das werden, Segenspende, Richter und Vollzieher geheimer Strafen zu sein, ein Gott, der alle Fäden in der Hand

behielt, dem nichts entging, was über und unter der Erde geschah!

Dem Chueri flogen die Tage vorbei, er wußte nicht, wie es geschah. Als ob sich auch in ihnen ein Zauber erfüllte, eilten die Morgen den Abenden entgegen, und auch die Nächte hatten Schwingen und trugen ihn von einer Überraschung in die andere. Der Winter übte sein strenges Regiment. In hohen Wächten lag der Schnee vor dem Girenmoos. Jeden Morgen, wenn Chueri vor Tag unter die Schwelle trat und die Nase in die herbe Bise streckte, war die Tür wieder überweht und umpanzert von eisigen Krusten. Er mußte den Besen nehmen und Ordnung und freien Durchpaß schaffen. Hatte er das Nötigste getan, schlug er gerne das Tor wieder zu und verzog sich an die Wärme.

Zweimal in der Woche ging der Brotchuetli an seiner Hütte vorbei und legte ihm regelmäßig einen wahrhaften Bierpfünder ins Bälchlein. Sie sahen einander nicht immer und wechselten nur wenige Worte. Schon oft hatte der alte Brotmann zu einem Gespräch angesetzt, er begann mit dem Wetter und brachte Neuigkeiten aus dem Dorfe; Chueri erwiderte ein knappes Ja oder Nein, wenn's hoch kam, mit einem philosophischen: So geht's in der Welt! Dann schob er dem verdutzten Boten die Tür vor der Nase zu und sagte ihm Lebewohl.

Der Brotchuetli schüttelte seinen Kopf und zog seines Weges.

Chueri traute ihm nicht. Wer weiß, vielleicht hatten es die Oberwieser hinter ihn gesteckt, daß er im Girenmoos etwas auskundschaftete. Denn jedesmal, wenn er erschien, guckte er gierig in alle Winkel und stellte dem seltsamen Einsiedler verhängliche Fragen. Aber Chueri war flug und beschlagen genug, ihnen wie eine Katze mit flinken Seitensprüngen auszuweichen.

Gegen Abend, wenn er dann viel studiert hatte und ihm die Augen weh taten, trieb es ihn doch zuweilen, einen Gang ins Dorf zu machen. Er setzte sich hinter einen Schoppen im „Goldenen Sternen“ und vermied es geflissentlich, bei diesem und jenem Bauer zu Hause anzuklopfen. So tat er keinem weh und fand zudem Gelegenheit, im Wirtshaus das eine und andere Geschäftlein ins Reine zu bringen und eine Abmachung zu treffen. Am liebsten war ihm, wenn er von allen ungeschoren blieb. Das ließ sich nicht immer bewerkstelligen. Die guten Oberwieser Bauern konnten sich nicht zusam-

menreimen, woher die viele Arbeit kam, von der er ihnen sprach.

Einmal saßen sie auch wieder beieinander, der Schuppenhans, der Gökler-Ruedi und der Bodejosef vom Zelgli. Die Wirtin ging ab und zu und warf von Zeit zu Zeit ein Wort dazwischen. Der Chueri war just auf dem „Tapet“.

Der Schuppenhans setzte sein Glas an den Mund und nahm einen erklecklichen Schluck. „Mit dem Chueri ist etwas nicht ganz in Ordnung,“ behauptete er und trommelte auf den Tisch.

„Du meinst, im Oberstübchen?“ unterbrach ihn der Bodejosef. „Das glaub ich dann nicht. Das ist ein schlauer Donner und verkauft uns alle drei, wenn wir's nicht merken.“

„Meine Frau ist nicht gut auf ihn zu sprechen. Sie hat sonst eine feine Nase und wittert, wo etwas los ist.“

„Was sollte denn los sein?“

Der Schuppenhans zuckte mit den Achseln. „Ich will nichts gesagt haben. Aber einer, der dem Fockli-Peter im Girenmoos Meister wird, hat den Teufel im Leib.“

„Man sollte ihn einmal untertags auffuchen oder überraschen,“ meinte der Gökler-Ruedi.

„Der Chueri läßt keinen hinein. Alle fertigt er vor der Tür ab. Der Riegel ist immer geschlossen.“

„Das wollt' ich jetzt gerne sehen, ob er nicht aufmacht,“ bemerkte der Gökler in energischem Tone und schlug dazu auf den Tisch.

„So versuch's du!“

„Warum gerade ich?“

„Ha, weil du ja das Man! voll nimmst.“

Er schien doch keine große Lust zu haben, für die andern die Kastanien aus dem Feuer zu holen.

Das Gespräch war laut geworden. Mitten drin ging die Tür auf. Der eine zupfte den andern und zwickte mit den Augen. Mäuschenstill wurde es in der Stube. Denn bedächtigen Schrittes kam der Chueri daher und steuerte dem dunkelsten Winkel zu, wo er für sich war und sich um niemanden zu kümmern brauchte.

„Guten Abend!“ Er überzeugte sich schnell, wer zugegen war.

„Guten Abend!“ wünschten auch die andern.

„Da ist noch Platz,“ wandte sich der Bodejosef ihm zu.

Chueri tat nicht dergleichen, als habe er etwas gehört.

Der Gökler rutschte beiseite. „Wir haben noch niemand gefressen.“

„Mein's auch!“ lachte der Schuppenhans.

Der Alte merkte, was die Uhr geschlagen. Er mußte sich zu den Oberwiesern setzen, wenn er nicht Krieg haben wollte. So ließ er sich sein Schöpplein an den allgemeinen Tisch bringen.

Nun gaben sich die drei alle Mühe, aus dem Chueri ein paar Worte herauszubringen. Er war wieder zugeknöpft.

„Einen kalten Winter haben wir.“

„Recht kalt.“

„Wie gefällt's Euch im Girenmoos?“

„Gut, gut!“

„Aber langweilig muß es doch sein, so immer allein.“

„Im Gegenteil.“

Die Bauern spitzten die Ohren.

„Was macht Ihr denn den ganzen Tag?“

„Alle Hände voll hab' ich zu tun!“

„Ihr habt doch kein Vieh.“

„Aber anderlei.“

Der Safermenter ließ sich nicht fangen.

„Und der Fockli-Peter?“

„Dem hab' ich die Meinung gesagt.“

„Wie denn? Das möchten wir gerne hören.“

„Ich weiß einen Spruch, der ist wirksam gegen alle Geister.“

Die drei rückten dem Chueri näher. Jetzt ließen sie ihn nicht mehr frei. Sie wollten ihm das Geheimnis entlocken.

„Einen Spruch habt Ihr?“ forschte der Bodejosef.

„Ich könnt' auch so einen brauchen,“ bettelte der Schuppenhans.

„Ich zahl eine Halbe,“ versprach der Gökler-Ruedi. „Aber Ihr müßt uns das Geheimnis sagen.“

Chueri saß bodenstill. Lange ließ er kein Wort verlauten. Dann erhob er sich und wischte den Mund. „Gute Nacht, es ist jetzt Zeit für mich.“

„Ihr kneift uns nicht aus.“ Der Schuppenhans zog ihn auf den Stuhl zurück.

„Tut uns den Gefallen!“ sprach auch der Bodejosef ihm zu.

Chueri blieb standhaft. „So einen Zauber darf man nicht preisgeben. Sonst hilft er nicht mehr.“

„Gebt das einem andern an!“ lachte der Bodejosef.

„Ich werd's wohl wissen!“

„Woher denn?“

Der kleine Chueri schien ihnen auf einmal

ganz von Wundern umgeben zu sein. Das reizte ihre Neugier um so mehr. Immer und immer wieder setzten sie an und suchten dem Alten von einer andern Seite beizukommen.

Die Wirtin stellte eine frische Halbe auf den Tisch und schenkte allen die Gläser voll.

Chueri hielt die Hand über das seine und bemerkte kurz: „Ich habe genug.“

„Es ist vom Stägefäßli,“ suchte sie den Chueri glustig zu machen.

„Ich dank Euch! Aber es tut's.“ Er nahm den Hut und wünschte den Hockern eine gute Nacht.

Verwundert saßen sie da und staunten einander verdrießlich an.

„Der Safermenter!“ meinte der Bodenjosef.

„Den erwischen wir schon noch,“ schwor der Schuppenhans.

„Ich wette, mir geht er einmal in die Falle,“ triumphierte der Gökler.

Da die Gläser frisch gefüllt waren, sprachen sie dem Stägefäßler fleißig zu. Ihre Köpfe wurden warm. Die Unterhaltung war lebhaft. Von Chueris zurückbehaltenem Zauberspruch sprangen sie auf die gruseligsten Gespenstergeschichten über. Vom Fockli-Peter war wieder die Rede. Oberwiesen schien ein spukiges Nest zu sein. Hier ging es ja fast in jedem Hause um.

Der Schuppenhans führte das große Wort. Er tischte manche Geschichte auf, die seine Frau, die Döde, nach Hause gebracht.

Donnerwetter! So etwas war ja unerhört.

Und sie tranken und ließen noch eine Halbe aufmarschieren.

Es war sehr spät geworden, als sie aufbrachen. Nur noch in wenigen Stuben brannte ein Licht. Die Männer waren vergnügt. Sie hatten einen fröhlichen Pakt abgeschlossen: wer Chueri den Zauberspruch entlocken konnte, dem zahlten die beiden andern eine Halbe Stägefäßler. Gleich morgen wollten sie ans Werk gehen.

Etliche Tage ließ sich Chueri im Dorfe nicht blicken. Eines Abends kam der Schuppenhans auf dem Heimweg am Girenmoos vorbei. Er war in einem abgelegenen Hof auf Arbeit aus gewesen. Er klopfte jetzt an der Türe. Es war grimmig kalt.

Niemand gab Antwort. War Chueri nicht zu Hause? Er klopfte wieder und wartete. Er klopfte lauter. Am Fenster tauchte ein Schatten auf.

„Rindlisbacher!“



W. Thaler: Blumenstrauß

Der Schatten war verschwunden.

Dämmerung brach herein.

„Ich hätte Euch etwas zu sagen.“

Ein Licht geisterte oben in der Stube.

„Laßt mich schnell hinein, oder kommt heraus!“

Nichts rührte sich mehr, wohl zehn Minuten lang. Der Schuppenhans wartete geduldig und fror an die Hände. Im Geiste sah er allbereits die Halbe vor sich, die er allein herunterstellen durfte. Er spürte den feinen Tropfen auf der Zunge und freute sich des Triumphes, den er vor dem Bodejosef und dem Gökler-Ruedi davontrug.

Aber, was war das gewesen? — Der Schuppenhans erbleichte. Ein solcher Schreck fuhr ihm in die Glieder, daß er fast in den Boden gesunken wäre. Ketten hatten geraffelt. Unheimlich war es gewesen. Jetzt flirrte es wieder, noch lauter, noch grauenvoller. Eine tiefe, heulende Stimme gesellte sich dazu. Hohl und markerschütternd pflanzte sich der Lärm durchs ganze Haus fort.

So war's, wenn der Fockli-Peter immer sein Wesen getrieben! War er der Schatten, der am Fenster aufgetaucht? Gewiß war der Chueri fort, und da er seinen Spruch nicht sprach, rührte sich der Geist und rumorte durchs Girenmoos.

Jetzt rasselte er wieder.

Schuppenhans nahm Reißaus. So rasch er konnte, floh er dem Dorfe zu. Ganz außer Atem langte er vor dem „Goldenen Sternen“ an. Die Wirtin schloß eben die Läden.

„Was ist Euch?“

„Das Gespenst!“

„Was für ein Gespenst?“

„Es geht wieder um im Girenmoos.“

An diesem Abend war neuerdings in allen Häusern vom Fockli-Peter die Rede. Natürlich kam auch Chueri zur Sprache. Es war nun eine ausgemachte Sache, daß er mehr konnte als die andern. Er hatte es ja selbst gesagt.

Eine Woche war vergangen. Noch keiner vom Dreier-Kleeblatt hatte sich die Halbe verdient.

Es war an einem Samstagabend. Die jungen Burschen von Oberwiesen waren gut aufgelegt. Sie berieten, was sie heute anstellen wollten. Ein übermütiges Häuflein waren sie, der Baltisser Gusti, der Geichel-Schang, der Gölle-Heiri, der Gnegli-Sepp und der Gözi-Hans ab der Buechlen. Sie waren allesamt der Meinung, daß heute noch etwas „laufen“

mußte. Als jeder sein Werk getan, hatten sie sich vor der Sennhütte getroffen. Gewöhnlich galt es, irgend ein Mädchen aufzuscheuchen und so lange vor dem Hause es zu necken und zu locken, bis das Fenster aufging und das Meitli oder auch die Alten winkten: „So kommt! Wir wollen einen Schluck nehmen zusammen!“ Dann ging die Gugelfuhr los. Man scherzte, juheite und tanzte bis in die späte Nacht.

Wo wollten sie heute einkehren?

Der Baltisser-Gusti schlug vor: „Wißt ihr was! Wir gehen in den Rohrhof. So lustig wie die Lina ist keine im ganzen Dorf.“

Der Geichel-Schang verriet: „Das Agetli in den „Stöcken“ wartet schon lange, bis wir kommen.“

„Auf dich!“ spottete der Gölle-Heiri. „Nein, wißt ihr was, heut' klettern wir der Rathri im „Grauen Holz“ auf die Scheiterbeige. Die muß uns einmal das Lädlein aufstun.“

„Zur Rathri!“ schallte es jetzt in die dunkle Nacht hinaus.

Der Gnegli-Sepp war nicht damit einverstanden. „Wer spielt besser auf der Handorgel als der Gerlisberg-Chappeli, und wer tanzt einen lustigeren Polka als sein Mädeli, das Teufelsheylein! Auf, wir ziehen heute in den „Schwalbenboden“!“

Die Burschen schienen nicht eins zu werden. Denn ihre Herzen redeten.

Mitten in den Ratschlag fuhr der Gözi-Hans mit einem verblüffenden Vorschlag. „Wißt ihr was“, pläzte er heraus, „heut' Nacht überrumpeln wir einmal den Chueri im Girenmoos. Wenn wir alle miteinander aufrücken, wird uns der Fockli-Peter nicht fressen, und wenn er mit seinen Ketten rasselte, wollen wir schon dafür sorgen, daß er stille wird.“

„Überrumpeln dürfen wir ihn nicht“, warf der Baltisser-Gusti ein. „Viel gescheiter ist's, wir schleichen uns lautlos heran und spionieren einmal aus, was er treibt. Er soll ja hören und viel Hofuspokus aufführen mit seinen Zauberprüchen.“

„Das wäre nicht übel“, meinte der Gölle-Heiri. „Ich wär' schon dabei.“

Auch der Gnegli-Sepp riet zu.

Die gute Idee des Gözi-Hans gab schließlich den Ausschlag. Er sagte: „Der Chueri wird uns kaum zu einem Länzlein einladen. Wir können dann immer noch unserm Besuch beim Chueri noch zum lustigen Mädeli gehen oder zum Agetli auf den Stöcken.“

Natürlich!

So machten sie sich gleich auf den Weg nach dem Girenmoos. Es war schon ziemlich spät geworden. Mit ihrem Verweisen hatten sie Zeit verloren. Als sie am „Goldenen Sternen“ vorbeifamen, hörten sie, wie die Fasser ihre Trümpfe auf die Tischplatte schlugen.

„Die ewigen Stubenhocker!“ spottete der Golli-Heiri.

„Fort! Fort!“ drängte der Gözi-Hans. Er war begierig, mit dem wunderlichen Chueri ein Abenteuer zu bestehen.

Es war kalt. Die Burschen stoben davon. Der Himmel war bedeckt. Kein Stern flimmerte. Der Mond kämpfte mit den Wolken. Zuweilen kam er für Augenblicke zum Vorschein. Dann leuchtete der silberne Schnee. Aber alsobald deckten ihn die Schatten wieder zu, und die Nacht war finster.

Als die Burschen auf dem freien Felde waren, gebot der Gözi-Hans Ruhe. „Keiner sagt ein Wort! Keiner zündet seine Pfeife an! Der Chueri darf nicht wissen, daß wir ihm auf den Leib rücken.“

Je mehr sie sich dem Girenmoos näherten, um so behutsamer traten sie auf. Sie marschierten in den Wiesen, damit der Schnee das Geräusch ihrer Schritte dämpfte.

„Er hat Licht!“ flüsterte der Gözi-Hans.

„So heiter hat er noch nie gehabt,“ behauptete der Golli-Heiri.

„Was machte er wohl?“

Die Burschen hatten das Girenmoos erreicht. Wie Füchse umschlichen sie die alte Hütte und versuchten von allen Seiten, wie sie etwas zu sehen bekämen. Aber es war nirgends zuzukommen. Oben in der Stube bewegten sich Schatten. Der Chueri mußte nicht stille sitzen. In gleichmäßigen Ringen und Bewegungen huschte es den Wänden entlang, es setzte aus, dann begann das Spiel aufs neue.

Jetzt hörten sie Worte. Er schien zu sprechen. Im Takte mit den Schritten und den ausgreifenden Armen sagte er eine eintönige Litanei. Dumpf und geheimnisvoll tönte es ins Freie. Aber man konnte keinen Zusammenhang gewinnen.

Der Gözi-Hans wandte sich seinen Kameraden zu. Den rechten Zeigefinger hielt er an den Mund und beschwor seine Freunde, sich mit keinem Laut zu verraten. Denn nun erhob der Chueri oben in der Stube wieder seine

Stimme; man konnte ihn verstehen. Geheimnisvoll drang es durchs Fenster:

„O großer Adonah, Elohim, Ariel und Jehova! Ich biete dir diese Opfergabe, zum Ruhm, zum Preis, zur Ehre der Macht aller höhern Wesen und aller Geister. Sei huldreich, o großer Adonah, würdige dieses Opfer einer gnädigen Aufnahme!“

Dann wurde es eine Weile totenstill.

Chueri opferte! Wozu?

Was hatte er im Sinn?

War er ein Heide?

Doch nein, er beschwor ja Jehova.

Die Nachbuben hielten den Atem an.

Chueri sprach feierlich fort: „O großer Adonah! Ich weihe dir meine Seele, mein Herz, meine Eingeweide, meine Hände, meine Beine, meine Seufzer und mein ganzes Dasein und Wesen.“

Plötzlich wurde es dunkel in der Stube. Kein Licht und kein Laut drang mehr heraus.

Hatten sie den Chueri in seinem Werke gestört? Hatte er etwas bemerkt? Schad' wär's, wenn er seine Beschwörungen einstellte.

Doch nein! Er fing wieder an. Der Baltiser-Gusti, der Geichel-Schang, der Golli-Heiri und der Gnegli-Sepp lehnten sich an einen Baum und lauschten. Der Gözi-Hans schlich ums Haus und suchte etwas. Jetzt brachte er eine Leiter und deutete seinen Kameraden, ihm Platz zu machen. Er lehnte sie an den Stamm und stieg sachte, Sprosse um Sprosse, in die Höhe. Jetzt vermochte er in die Stube zu sehen. Es war nicht leicht. An zwei Stellen verflochten glitzernde Eisblumen die Scheiben. Aber es war noch genug, was er schaute. Chueri hatte drei große Bücher auf dem Tisch aufgeschlagen. Vor jedem brannte eine Kerze. Jetzt hob er etwas auf und schwenkte es in rhythmischen Bewegungen über den Händen.

Was war es nur?

Dem Gözi-Hans stockte der Atem.

Chueri hielt einen Totenkopf in den Händen. Er hob den kahlen Schädel hoch auf, setzte ihn wieder ab und ergriff ihn abermals, jetzt kam noch der Spruch dazu: „O großer lebendiger Gott! Dreieiniger Gott, eins im Vater, Sohn und heiligen Geist. Der du den Menschen erschufest, damit er schon in diesem Leben ein glückseliges Wesen werde, der Du schufest alle Dinge zur Befriedigung seiner Bedürfnisse und der Du gesprochen hast: Alles soll dem Menschen unterworfen sein! sei jetzt mir huldreich

und gestatte nicht, daß rebellische Geister Schätze besitzen, welche für der Menschen zeitliche Bedürfnisse geschaffen worden sind! Verleihe mir, o allmächtiger Gott, die Kraft, darüber zu verfügen, und jene mächtigen und furchtbaren Worte des Zauberschlüssels und Höllenzwanges — Adonay — Elohim, Ariel und Jehova: Tagla, Mathon, sei es mir gnädig. Amen.“

Und wieder wurde es stockfinster. Der Gözi-Hans stieg von der Leiter herunter. Nun drängten die andern herbei. Auch sie wollten den Chueri am Werke sehen. Lange wartete der Gollu-Geiri auf dem obersten Zeigel und hielt sich an einem Aste des Birnbaumes fest. Aber es blieb dunkel in Chueris Stube. Unendlich lange dauerte es. Ein kalter, ungemütlicher Wind fegte daher. Die Burschen froren.

„Kommt!“ flüsterte ihnen der Gözi-Hans zu. „Wir gehen wieder zurück.“ Er schwang die Leiter auf die rechte Achsel und legte sie neben der Hütte auf den Schnee. Auf den Beinen schlichen sich die Nachtbuben hinweg und ge-

trauten sich erst wieder lauter zu reden, als sie das Girenmoos längst hinter sich hatten und ihnen die Lichter des „Goldenen Sternens“ schon aus der Nähe winkten.

„Was sagst du?“ bestürmten sie den Gözi-Hans. „Einen Totenkopf hat er gehabt, Kerzen und Bücher. Und den Herrgott hat er gebeten, daß der Fockli-Peter ihm die Schätze überlasse, die im Girenmoos verborgen liegen. So hat er's doch gemeint.“

Die Nachtbuben waren von einem unbegreiflichen Schauer berührt. Die Beschwörungen, die Chueri gesprochen, die Bücher, die er besaß! Gewiß war in ihnen der ganze Zauber enthalten!

Netzt begriffen sie, wie der Alte über den Fockli-Peter Meister geworden. Aber er konnte noch mehr.

Die Bücher, die Bücher! Wenn sie einmal hinter diese Bücher geraten könnten! Dann wollten auch sie den Teufel beschwören und mit dem Herrgott auf gutem Fuße stehen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Neujahr spricht.

O wundervolles Tönemeer
Von Glockentürmen sonder Zahl!
Das braust und brandet um mich her,
Und Licht- und Schneeglanz füllt das Tal.

Sie grüßen mich wie einen Herrn
Und kommen doch in Knechtsgestalt,
Sie schaun nach einem Wunderstern,
Ich hab im Himmel kein' Gewalt.

Ihr lieben, lieben Menschen all,
Ich bin wie ihr ein eil'ger Gast,
Ein Sandkorn nur im Zeitenfall,
Ach, euer Hoffen drückt mich fast!

Martin Schmid. (Aus dem soeben erschienenen, neuen Band: Gedichte.)

Ich weiß nicht Kraut noch Zaubertand,
Ich richte nur die Stundenuhr,
Ich baue nicht am Ackerland,
Ich schneide nicht des Segens Flur.

Das alles ist auf euch gestellt,
Ihr pflügt und wirkt und schafft und sät.
O Kinder dieser bunten Welt:
Nie ist's zu früh, nie ist's zu spät.

Ich schenk euch voll ein Schälchen Frift
Zu Werk und Lust und Lied und Leid.
Ich bin ein Fünkeln Ewigkeit,
Bedenkt's und lobet Jesum Christ.

Im Schneesturm zum St. Bernhard-Hospiz.

Bei den vierbeinigen Samaritern.

Photoreportage von Steffi Schaffelhofer.

Als ich den Beschluß faßte, mitten im Winter eine Photoreportage auf dem St. Bernhard-Hospiz, der Urheimat der Bernhardiner Hunde, zu unternehmen, war ich mir der Schwierigkeiten, die sich meinem Beginnen entgegenstellen mußten, durchaus bewußt. Hätte ich aber die ganze Größe all der Hindernisse, die sich dann prompt einstellten, erkannt, ich würde

wahrscheinlich diesen Plan schleunigst wieder aufgegeben haben.

* *

Bei der Ankunft in Orsières schneite es in dichten Flocken, während vor wenigen Stunden in Lausanne noch Regenwetter geherrscht hatte. Ich kämpfte mich mühsam durch das Heulen des Schneesturms und durch das dichte Schnee-